

In der Hardt war ich zu Hause

Gibt es noch ein schöneres Daheim

Der Waldrand nur 50 Schritte vom Wohnhaus entfernt, uralte Buchen und Eichen verkünden mit ihrem abendlichen Blätterrauschen den morgigen Regen demjenigen, der ihnen zu lauschen und ihre Geheimnisse zu deuten versteht. Der nie versiegende Lohrbach trennt am Talgrund die morastigen Wiesen vom Wald, dichtes Erlengebüsch entlang des Bachufers, eine uralte Kopfweide, Wildkirschen und Faulbaumgewächse am Waldrand. Eine mächtige uralte Fichte, in deren Geäst ich als Kind mir einen Aussichtssitz gebaut hatte. Ob er noch existiert? Es war vor mehr als 70 Jahren, eigentlich müsste er längst „heruntergefault“ sein. In der Hardt war ich zu Hause, es war eine glückliche Kinderzeit.

Die Hardt hat mir damals alles gegeben, was ich mir als Kind anspruchsloser Eltern nur wünschen konnte: Natur, Abenteuer, Spielplatz, Unterhaltung und Nahrungsangebot, aber auch Kriegserlebnisse und Gefahrenmomente. Und Waldarbeit? Was ich heute von dieser Beschäftigung verstehe, das verdanke ich zum allergrößten Teil der Hardt und meinem Onkel Matthias, der die Hardt wie seine Westentasche kannte und mir dieses Wissen mit erstaunlicher Ausdauer übermitteln hat. Ohm Mattes hat oft in der Hardt Holzfällerarbeit verrichtet.

Der nahrhafte Wald: Im Sommer bot uns die Hardt Genüsse noch und noch. Das fing an im Juni, wenn ich morgens zum Frühstück ein „Scheppche“ (Becher) voll wilder Erdbeeren in der Hardt sammelte. Daheim kam ein kleiner Löffel Zucker dazu und das herrlichste Frühstück war fertig. Dann kamen die Waldbeeren an die Reihe, deren es in der Hardt allerdings nur wenige auf ganz bestimmten Territorien gab. Die allerdings kannte ich genau. Himbeeren dagegen gab es im Überfluss, beispielsweise auf dem großen Kahlschlag in der „Günzelbach.“ Wir sammelten ganze Eimer voll der winzigen Früchte und unsere Jött fabrizierte daraus den herrlichsten „Omberesaff“ (Himbeersaft). Wir Kinder zogen manchmal in den Wald und futterten Himbeeren beidhändig direkt vom Strauch in den Mund, bis schließlich nichts mehr in den Bauch hinein wollte.

Inzwischen waren auch die Wildkirschen reif, winzige Früchte, die fast nur aus dem harten Kern bestanden. Was drum herum war, schmeckte uns unterdessen umso besser. Die schwarzen Früchte der Faulbeere waren eigentlich ungenießbar, Ohm Mattes verzehrte aber die „Schwazz Kiëschte“ (Schwarze Kirschen) trotzdem und wir eiferten ihm nach, auch wenn diese glänzenden schwarzen Beeren enorm bitter und ungewöhnlich schmeckten. An zwei Stellen gab es in der Hardt wilde Johannisbeeren, sehr seltsam im Geschmack, aber essbar und somit begehrt. Auf eng begrenzten Flächen gedieh der „Hasenklee,“ bei uns gewöhnlich „Hasebruët“ (Hasenbrot) genannt, kleine dreiblättrige Kleegevächse, säuerlich, aber ebenfalls gern verzehrt. Saure, aber beliebte Rohkost war für uns auch der Sauerampfer.

Im September reiften die wilden Haselnüsse, deren schöne stattliche Sträucher beinahe ein Sinnbild unserer Eifelheimat darstellen. An jedem Weg- oder Waldrand, auf jeder Böschung und auf jedem Stück Ödland gediehen diese schmucken Gewächse, deren winzige Nusskernchen ungemein süß und lecker und durch keine Zuchtnuss ersetzbar sind. Der Hasel verschwindet leider immer mehr aus unserem Landschaftsbild.

Später im Herbst reiften die Früchte der Buchen heran: Buchecker waren und sind zwar nicht von besonders hervorragendem Geschmack, sie lassen sich aber ganz gut verzehren. Umständlich dabei ist allerdings das Entfernen der braunen Fruchtschale. Holzäpfel kamen hinzu, ungemein sauer und bitter, ebenfalls die Schlehen, deren Verzehr den Mund „zusammenzog.“ Ganz anders, nämlich herrlich süß und schmackhaft dagegen die Brombeeren. Überall an Weg- und Waldrändern gediehen damals ganze Felder von „Brämele,“ im Geschmack nicht

zu übertreffende tiefschwarze Früchte, erreichbar allerdings nur mit zahlreichen Hautrissen und Kratzern durch scharfdornige Ranken. Wilde Brämele, wo gibt es die heute noch?

Ein Waldprodukt blieb allerdings von uns unberührt: Pilze, auch wenn sie noch so prächtig aussahen und angeblich so lecker waren. Für uns daheim waren generell alle Pilze giftig. Wir kannten nur den Fliegenpilz und wussten, dass der tatsächlich giftig war. In Unkenntnis aller weiteren Pilzarten stuften wir allesamt als giftig ein und ließen „die Finger davon.“ Das war eine Faustregel von Ohm Mattes und die war eigentlich gar nicht so verkehrt. Erst viel später lernte zumindest ich die Vorzüge von essbaren Pilzen kennen.

Unserem Haus gegenüber stand in halber Höhe des ziemlich steilen Berghangs in der Hardt eine mächtige alte Buche, deren Stamm vom Geäst herab bis in die Wurzeln von einem starken Blitz gezeichnet war: Handbreite schwarze Brandstreifen, im Lauf der Jahre vernarbt und vernarbt, zogen sich am Stamm abwärts, der Blitz hatte seine Bahn über eine dicke Wurzel in die Erde genommen, seine Spur war noch in Gestalt einer „aufgeplatzten“ zackigen Erdrinne deutlich erkennbar. „Buchen sollst du suchen“ lautete eine Regel fürs Unterstellen beim Gewitter, die Buche in der Hardt überzeugte uns allerdings eher vom Gegenteil, wir suchten niemals Schutz unter Buchenbäumen.

Hart am Waldrand, direkt am Feuchtgebiet jenseits des Lohrbachs, stand damals eine dickstämmige alte Kopfweide, etwa drei Meter hoch. Zur Waldseite hin gab es kniehoch über dem Boden eine Höhlung im Stamm, das weiche Holz war auf eine Höhe von etwa einem halben Meter verfault, die Höhlung war aber trocken und regendicht, sie wurde mit der Zeit mein „Geheimdepot“, sozusagen mein Vorratslager. Da drin verwahrte ich beispielsweise Zigarettenpäckchen, Fruchtrops-Rollen und Schoka Kola-Dosen, die ich der Wehrmacht aus ihrem Lager in unserer „Kamer“ geklaut hatte.

Auf der Höhe der Hardt nahe dem „Russenkreuz“ (markanter Rastplatz und Geländepunkt im Raum Blankenheim) stand zu meiner Kinderzeit eine uralte, bis drei Meter über den Wurzeln ausgehöhlte Buche. Die Höhlung war so geräumig, dass ein Mensch etwa beim Gewitter hier Unterschlupf finden konnte. Viele Jahre lang hat in der Baumhöhle ein steinernes Grabmonument gestanden, mit dem Bildnis der heiligen Barbara. Hieraus entstand die volkstümliche Namensgebung „Bilderbaum.“ Sankt Barbara ist bekanntlich die Patronin der Bergleute.

Am Bilderbaum sollte es nicht geheuer sein, es sollte dort spuken, wusste bei uns der Volksmund, man erzählte von geheimnisvollen Lichterscheinungen im hohlen Baum. Ich selber kam eines Abends bei einbrechender Dämmerung von Blankenheim am Bilderbaum vorbei und gewahrte tatsächlich einen Lichtschein in der Höhlung. Ganz geheuer war mir die Sache nicht, schließlich schlich ich aber an den Baum heran und sah: Vor dem Steinkreuz stand ein Windlicht auf dem Boden neben einem Strauß frischer Waldblumen in einer mit Wasser gefüllten Konservendose, offensichtlich von frommer Wandererhand hier aufgestellt. Das Geheimnis des Bilderbaums war damit für mich gelöst. Der Baum selber fiel irgendwann in den 1970-er Jahren einem Eifelsturm zum Opfer.

Wenige Schritte waldeinwärts hatte die Wehrmacht – in der Hauptsache die OT, die in 1944 bei uns in der Scheune campierte – entlang des Waldwegs Schützengraben und Erdbunker angelegt, etwa 100 Schritte weiter oben am Berghang noch einmal eine Grabenlinie. Die Gräben waren etwa 1,50 Meter tief, zum Splitterschutz zickzackförmig angelegt, und standen nach dem Krieg völlig unbenutzt als Kampfobjekte in der Hardt herum. Heute kann nur der Eingeweihte noch erahnen, wo früher ein Schützengraben war, alles ist zugefallen und überwuchert, die Natur hat sich ihrer Kriegswunden selber entledigt.

Für die einheimische Bevölkerung war solch ein Schützengraben unter anderem eine bequeme „Entsorgungsmöglichkeit“ für alle erdenklichen Abfälle. Was in Haus und Hof nicht mehr zu verwenden war, wurde kurzerhand in den Schützengraben gekippt, zumal man keine Grube ausheben musste und das Zuschütten wegen der vor dem Graben aufgetürmten „Brustwehr“ sehr einfach war. Der Schützengraben wurde bei uns einmal zum Schweinegrab.

Es war vermutlich in 1944, im versteckten Geheimstall war bei uns ein Ferkel zur stattlichen Sau heran gemästet worden und sollte im bevorstehenden Urlaub von Ohm Mattes „schwarz“ geschlachtet werden. Alles war für die kommende Nacht vorbereitet. Am Morgen lag das Tier tot in seinem Versteck: Rotlauf, das Fleisch nicht mehr verwendbar. Der Weltuntergang hätte nicht schlimmer sein können, die Fleischversorgung für ein ganzes Jahr dahin! Das Wehklagen nahm kein Ende. Und zu allem Elend kam noch hinzu: Die Klage musste geheim bleiben, wir hatten ja dem „Führer“ eine ganze Sau „vorenthalten“ und damit Verrat am deutschen Volk begangen. Und der Tierkadaver musste insgeheim entsorgt werden. Mit Hilfe unserer „Schwitt“ (Zugtiername) schleppte Ohm Mattes bei Nacht und Nebel den toten Fleischberg durchs Lohrtal in die Hardt, gemeinsam wuchteten wir ihn in den Schützengraben und schaufelten einen mächtigen Haufen Erde auf das tote Tier. Durchs Lohr führte eine deutliche Schleifspur, wir haben sie mühsam mit vereinten Kräften „entschärft,“ am nächsten Morgen war kaum noch etwas zu sehen. Niemand hat das Tiergrab jemals entdeckt, der Schützengraben wurde nie als solcher beansprucht.

In der Hardt unserem Haus gegenüber gingen auch einmal zwei Jabo-Bomben nieder, wir – unsere Jött und ich – sahen sie direkt auf uns zu fallen, nachdem das Flugzeug beim Angriff auf Blankenheim-Wald schweres Abwehrfeuer erhielt und im Aufsteigen die Bomben ausklinkte. In unserem Hausdach klafften zwei metergroße Löcher – durch Erdbrocken verursacht – und um unser Haus herum lagen Steine und Erdklumpen, ansonsten war nichts geschehen. Jött war allerdings davon überzeugt, dass die beiden Bomben auf unser Haus gefallen seien, wegen der beiden Löcher im Dach.

Zwei schlimme Ereignisse sind in meiner Erinnerung mit „meiner“ Hardt verbunden. Einmal wurden Jött und ich beim Holzsammeln von den Amerikanern mit Granatwerfern beschossen und entgingen mit knapper Not einem Unglück. Das zweite schlimme Erlebnis war in der Nacht vor dem Abzug der Amerikaner, als die Scheune unseres Nachbarn niederbrannte und wir in unserer Notunterkunft an der Hardt der Ansicht waren, dass da unser Haus in Flammen stand. Diese schrecklichen Minuten haben sich bei mir „eingebrannt.“

In 1943 legte die Wehrmacht auf dem im Grundbett liegenden Straßendamm zwischen Nonnenbach und Schlemmershof einen Knüppeldamm an und sägte dafür den schönen Fichtenbestand am Fuß der Hardt zum Großteil nieder. Für mich war das unbegreiflich, der Wald gehörte doch irgendjemandem (Gemeinde Blankenheim), man durfte doch nicht einfach die Bäume absägen, das war doch Diebstahl.

Ein Problem für uns war im Krieg die Versorgung mit Brennholz. Ohm Mattes schrieb aus Norwegen, wir sollten bedenkenlos in der Hardt ein paar Bäume fällen und heim transportieren, das sei im Krieg kein Diebstahl, man dürfe es ungestraft tun. Wir taten es trotzdem nicht, es ging uns gegen den Strich, zumal wir auf „Bierther Hardt“ selber eine eigene kleine Waldparzelle besaßen und uns dort bedienen konnten. Ein einziges Mal haben wir in der Hardt zwei mittlere, total verdorrte und abgestorbene Buchen gefällt und heim gefahren, und das wird wohl kein so besonders großer Diebstahl gewesen sein.

